



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman (Dritte Fortsetzung). 5.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Bauern ihres Vaterlandes, am liebsten ihrer mährischen Heimat, sie bringt selten stoffliche Überraschungen, sie reizt nicht durch gewollte Dunkelheiten. Klar und ruhig fließen ihre Geschichten hin, aber sie haben alle wirklichen Fluß, Fortbewegung zu einem Ziele, man erfährt wahrhafte Schicksale, und zumeist ist einer da, den das Schicksal reinigt und durch Selbstüberwindung aufwärts führt. Dabei fehlt alles Moralisieren, alles Schulmeistern — Marie Ebner malt das Leben wahrheitsgemäß ab und läßt es eben nur auf Menschen wirken, denen sie von ihrer eigenen Stärke, Reinheit und Anlage zur Harmonie mitgeteilt hat.

Woraus dann ohne weiteres das im besten Wortsinne Erbauliche ihrer Novellen resultiert, dazu der unbeschreibliche Reiz des Originalen.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Dritte Fortsetzung)

5.

Karl sitzt dumpf brütend auf dem Stuhl, von dem seine Tante aufgestanden ist. Er sucht in dem Wirrwar seiner Gedanken nach einem Punkt, auf dem er stehen und alles überblicken könnte, aber er findet nichts. Da verläßt er den Stuhl und geht ins Zimmer zur kranken Schwester.

Das Mädchen ist wieder ein wenig ruhiger. Die Märgen hat sich Tante Settchens Strickstrumpf hervorgeholt und naddelt emsig. Bisweilen bleibt der graue Wollfaden in den Rissen ihrer verarbeiteten Hand hängen. Sie fragt Karl, der, die Hände in die Hosentaschen bohrend, vor ihr steht, neugierig:

„Sag mal, Karl, wie ist denn alles kommen?“

„Märgen!“ antwortet Karl, „seid mir eben still davon wegen dem Mäde. Nachher, wenn wir in der Scheuer Gummere zählen, will ich Euch ja alles sagen, was ich weiß. Die Tante ist nauf aufs Rathaus, und ich muß jezert nach Worms in die Apotheke für die Sophie. So lang müßt Ihr noch bei der Sophie hocken bleiben!“

Der Bursche wendet sich der Kranken zu. Sie liegt, still und teilnahmslos nach den Fenstern starrend, in den Rissen. Karl fühlt bei dem Anblick ein Weh. Die Bruderliebe, die noch nie einen Anlaß gehabt hat, aus der tiefsten Quelle zu dringen, sprudelt in ihm auf, und er ruft mit aller Bärtlichkeit, die ein rauhes Bauernherz aufbringen kann:

„Sophie, mei' Maad!“

Die Angerufene schießt ein wenig nach der Seite, richtet den Blick wieder gerade aus, schreit aber mit gellender Stimme in ihre eigene Teilnahmslosigkeit hinein:

„Das ist net mein Vater!“

Dann bewegen sich ihre Rippen, als spreche sie mit sich selbst.

Karl geht.

Im Hausgang begegnet ihm der Geselle, der ihn fragt:

„Karl, nimm mir's net übel: Essen wir heut nix? 's ist schon drei Uhr und wär bald Zeit, daß man vespere tät!“

„Wille, 's ist halt heut ein großer Durcheinander. Ich hab auch noch nix gegessen; aber wenn du Hunger hast, back dir ein paar Eier und hol dir einen Schoppen Wein aus dem Keller!“

Auf dem Wege zum Arzt begegnet ihm die Hingelsgret, die zu den Berufsfremden des Dorfes gehört. Wie sie den Burschen sieht, bleibt sie stehen, stützt die Hände auf die Hüften und schwadroniert:

„So, du, hör mol, du Schlingel! Weißt du auch, daß dein Vater ganz schandbar gehandelt hot an unserm gut katholische Ort? Das is jo ganz himmelschreiend! Na, die Schmach wird schon auf ihn zurückfalle!“

Karl erwidert nichts; er besinnt sich, ob das wirklich der erste Selbstmord im Dorfe sei. Eigentlich weiß er ganz genau, daß es der erste ist, aber er möchte, daß ihm ein früher geschehener einfalle. Man möchte sich gerne erinnern, was es damals alles gegeben hat, möchte in einem so schweren Falle ein Beispiel haben, nach dem man sich richten könnte. Aber es fällt ihm nichts ein. Im Wirtshaus hat man hin und wieder wohl auch über den Selbstmord gesprochen, wenn einer in der Zeitung verzeichnet stand.

Als der Bursche mit seinem Sinnieren so weit ist, bleibt er stehen und legt den Finger an die Nase. Man hat im Wirtshaus auch schon erzählt, daß einem reichen Selbstmörder selten das kirchliche Begräbniß verweigert werde.

Ein Bauer kommt des Wegs und sieht den Schmiedesohn so nachdenklich dastehen. Er fragt ihn mit einem höhnischen Grinsen:

„Na, eich geht jekert viel im Kopp erum, hä?“

In Karl wabert der Zorn in die Höhe. Soll er sich denn von jedem anrempeln lassen?

„Haltet Euer Maul, wenn Ihr net gefragt seid! Was braucht Ihr Euch an mir zu reiben?“

„Du dunnerkeißer frecher Lausbub! Willste aach noch ebbes eraushawwe dafor, daß dein Vater en Spizbu war?“

Karl ballt die Fäuste und droht mit blitzenden Blicken:

„Gütet Euch, Better, meinem Vater was nachzureden, 's möcht Euch übel aufstoßen!“

Mit einem verächtlichen „Lausbub, dreckiger!“ geht der Bauer weiter. Auch Karl setzt seinen Weg fort und nimmt seinen Gedankengang wieder auf.

Also reiche Selbstmörder begräbt man mit kirchlichen Ehren. Wohl deshalb, weil man sich da von den Erben einen saftigen Brocken verspricht? Wenn also der Vater die Klasse nun doch in Ordnung hinterlassen hätte und die Bauern mit

ihrem Schlechtgeschwäze im Unrecht wären, so würde ihnen, der Tante Settchen und den beiden Geschwistern die Rantion von zehntausend Mark zurückbezahlt — es wäre überhaupt alles in Ordnung, man wäre reich, und der Pfarrer würde die kirchliche Beerdigung nicht verweigern.

Wenn . . . wenn . . . !! Ja, wenn . . . wenn!!

Als Karl in den Hof des Schmiedes Reinig kommt, beschlägt der gerade einen Gaul. Der Bursche möchte so rasch wie nur möglich durch die Haustür schlüpfen, um nicht gesehen zu werden. Aber da blickt der Schmied auch schon von seiner Arbeit auf. Auch der Bauer, der den Huf des Tieres in die Höhe hält, wendet sich um. Karl grüßt die beiden mit verlegenen Mienen. Die Männer danken nur und sagen nichts weiter. Darüber will's dem Burschen wie eine Dankbarkeit aufkommen.

Der Schmied Reinig hat dem Arzt die Wohnung auf städtische Art herrichten lassen; man muß nämlich durch einen Glasabschluß, um in die Zimmer zu gelangen.

Karl schellt. Das Dienstmädchen öffnet; es ist aus dem Dorfe. Der Bursche fragt:

„Marie, ist der Herr Doktor zu sprechen?“

„Wart, Karl, ich will mal fragen!“

Nach einem Weilchen kommt sie zurück, führt Karl in das Sprechzimmer und heißt ihn, sich zu setzen, bis der Herr Doktor käme. Der Stuhl, auf den sie einladend mit der Hand zeigt, steht neben dem Skelettmenschen. Der Bursche schüttelt sich vor Schauder und sagt:

„Nein, Marie, daneben hoch ich mich net, lieber bleib ich stehen!“

„Der macht nig mehr!“ lacht das Mädchen. „Aber wie du willst! Abscheh!“

Karl braucht nicht lange in der ungemütlichen stummen Gesellschaft zu warten. Raum hat das Mädchen sich entfernt, als der Arzt auch schon eintritt. Er streicht seinen langen schmalen dunklen Bart bei der Frage:

„Nun, Karl Salzer, was willst du?“

Karl dreht seinen Hut in den Händen, sieht den Doktor an und schaut auf den Boden. Dann holt er tief Atem und antwortet:

„Ei, Herr Dokter, die Tante hat schon deswegen mit Ihnen gesprochen, aber ich wollt Ihnen auch noch mal drum bitten, Sie sollten uns doch einen Schein schreiben, auf daß der Vater kirchlich begraben wird!“

Dem Arzt droht der Geduldsfaden zu reißen, doch er mäzigt sich und sagt, er könne dem Karl nichts anderes entgegnen als seiner Tante, er müsse die gerichtliche Untersuchung abwarten.

In dem Burschen siedets. Dieses ewige Warten, das einen toll machen kann mit seiner Ungewißheit!

„Herr Dokter, gell, wenn sich rausstellt, daß mein Vater das net ist, wofür ihn die Bauern halten, dann schreiben Sie uns den Schein. Dann sind wir ja auch noch ziemlich reiche Leut, und wenn reiche Leut sich umbringen, ist das ja auch was anders als wenn's arme tun!“

Es kommt eine Bitterkeit in Karl und mit der Bitterkeit ein großer Hohn. Vielleicht sind die beiden deshalb meistens beisammen, weil der Hohn die Bitternis erträglicher zu machen scheint.

Der Bursche nimmt den Hut von der rechten Hand in die linke, hebt die rechte in die Höhe, dem Arzt entgegen, reibt den Zeigefinger unterm Daumen und spottet:

„Gell, Better Dokter, wenn wir Ihnen so ein paar Goldfuchsjen in die Rippen schmeißen könnten, da wär der Schein alsbald geschrieben?“

Er sagt nicht mehr „Gerr“, sondern „Better“, so, wie man auch die anderen anredet, falls sie verheiratet oder doch ein gut Stück älter sind als man selbst ist.

„Zunge!“ entgegnet der Arzt dem Burschen, „ich will dir mal was sagen: mach, daß du jetzt weiterkommst und freue dich, daß ich deine Beleidigungen auffasse als in der Erregung oder in der Dummheit getan, was so ziemlich auf eins hinausläuft. Verstanden?! Und nun marsch!“

Der Mann öffnet die Tür mit einer sehr verständlichen einladenden Handbewegung.

Karl entfernt sich ohne Gruß. Auf der Stiege kommt er sich nun doch wie blamiert vor und schämt sich vor sich selber. Aber auf dem Wege nach der Apotheke und zurück redet er sich wieder in seine Erregung und in seine vorgefaßte Meinung hinein, und er spürt einen Haß gegen alle Menschen. Es ist ihm zuwider, wenn ihm jemand begegnet. Er geht auf dem Fußpfad, der weniger benutzt wird und sieht anderswo hin, so oft eines auf der anderen Seite der Straße vorbeigeht.

Ins Dorf zurückgekehrt, findet er wieder vor den Toren und an den Gassenenden stehende, lebhaftes Gespräche führende Gruppen, die drohende Gebärden machen, sobald sie seiner ansichtig werden.

Vor dem Hause des Vaters drängt sich eine große Menschenmasse. Bauern mit ihrem Ackergeschirr, Arbeiter, die aus den Wormser Fabriken gekommen sind, mit ihren Kaffeekännchen; Kinder dazwischen. Es ist ein großes Lärmen. Karl hört schon von weitem die Rufe der Menge:

„Mer wollen unser Geld eraushawwe! Brennt dem Spitzbu die Budik ab!“

Angesichts der erregten Menge wird es Karl doch ein wenig Angst. Er möchte wieder umkehren, noch ehe sie ihn bemerkt haben, und warten, bis wieder Ruhe eingetreten ist. Aber der Trotz in ihm siegt, zumal er in all diesen Menschen höchst ungerechte Feinde erblickt.

Er bahnt sich einen Weg. Mit der Schulter muß er sich hindurchzwängen. Zuerst achtet man gar nicht, wer es sei, der da die Ellenbogen so ausgiebig zu Büßen und Stößen benutzt. Doch auf einmal hageln Faustschläge auf den Burschen, der zum Schutze die Arme über dem Kopfe verschränkt und mit den Beinen wütend um sich tritt.

„Laußbu, dreckiger, willschte auch noch was eraushawwe? Uff en, uff en, haut em die Knoche kaput!“

Und was die aufgebrachtten Menschen sonst noch brüllen mit wütenden Stimmen.

Vor dem Tore ist der Polizeidiener Kuppel postiert, ein Hüne von Gestalt und Kraft. Seine rote Weinnaße leuchtet über die Köpfe der Menge. Er sieht des Burschen bedrängte Lage. Seine Stimme knarrt:

„Hört mal, ihr Leut, ich hab heut meinen Säbel umgeschnallt. Wenn ihr den Bursch jekert net gleich ungeschoren durchlaßt, zieh ich blank und hau drauf; das ist mir doch seit siebzig-einundsiebzig noch net vorkommen!“

Wenn der Polizeidiener Kuppel droht, pariert man. Zwar nicht ohne zu mucken, aber man pariert, denn er ist grob wie Saubohnenstroh.

Karl arbeitet sich nun leichter durch die Menge. Der Polizeidiener, der seinen Posten vor dem Tore nicht verlassen darf, öffnet dieses zu einem Spalt, durch den der Bursche gerade hindurchschlüpfen kann, und wehrt die nachdrängenden Menschen zurück.

„Schnell hinein, Karl! — Weg mit euch anderen, sonst stoß ich euch die Zähne ein!“

Sobald der Bursche drinnen ist, schlägt Kuppel das Tor wieder zu und hält die Klinke fest.

Das Gericht aus Worms ist da. Man hat es erfahren und sich vor dem Hause des Schmieds versammelt, um zu hören, ob die Gerüchte von den Vertreuungen des Kassenrechners sich bewahrheiten. Ein paar Scharfmacher wollen ganz bestimmt wissen, daß daran gar nicht zu zweifeln sei. Man glaubt das, und daher die Wut. Wer verlöre sein Geld auch gern? Man hat gelesen, daß da und dort auch eine Spar- und Darlehnskasse wegen der Unredlichkeit des Kassierers zugrunde gegangen ist und daß die Mitglieder um ihre Einlagen gekommen sind. Und irgendwo ist da eine Bank verkracht, und viel kleine Leute haben ihr Geld verloren. Und nun wird es da in Spelzheim nicht anders werden.

Karl findet die Herren vom Gericht und den Bürgermeister beim Siegelanlegen. Fast alle Türen sind mit einem roten Siegel versehen. Tante Settchen führt die Beamten im Hause herum. Karl grüßt scheu und geht in die Scheuer, wo nun alle Tagelöhner beim Gurkenfortieren und zählen beisammen sind. Wilhelm, der Geselle, ist auch noch da. Er hat auch die Gurken von der Morst heimgeholt. Nun knien die Leute vor dem Riesenhaufen auf der Tenne und zählen und sortieren. Sie sind eifriger wie sonst; man will so rasch wie möglich aus dem Unglückshause fort.

Der Bursche zieht den Rock aus, hängt ihn an einen Nagel im Scheuertor, nimmt sich einen Korb und kniet sich zu den Arbeitern, um zu helfen. Zuvor sagt er ihnen guten Tag. Sie nicken nur, um im Zählen nicht irre zu werden. Immer fünf Gurken sind ein Wurf: zwei in der einen Hand, drei in der anderen. Bei jedem zwanzigsten Wurf legt man eine Zählnummer beiseite in ein kleineres Körbchen: so viel Merkfrüchte, so viel hundert fortierte.

Karl zählt und zählt. Aber nach einer Weile leert er die ausfortierten Gurken wieder zu den anderen; er weiß nicht mehr, wieviel er gezählt hat. Sodann beginnt er von neuem. Wieder vergebens. Der Geselle hat gerade ein Hundert voll und kann seine Arbeit auf einen Augenblick unterbrechen, ohne irre zu werden. Er sagt:

„Gell, Karl, wirst irr? Laß nur sein, wir werden auch allein fertig!“

„Ei jo!“ antwortet Karl, „’s ist das Beste, ich hör auf, denn ich komm heut doch zu keinem End. Ich will mal neingehen, gucken, was da drin für sich geht!“

Er steht auf, räfelt sich, hängt seinen Rock wieder ab, legt ihn über den Arm, schlurft müde durch den Hof und geht ins Haus. Tante Settchen kommt mit den Herren zur Treppe herab. Sie nimmt den Neffen beiseite und fragt:

„Wo hast die Medizin?“

„Da in meinem Säckchen!“

„Her damit! Warum hast du mir sie denn nicht gleich geben?“

Karl sagt nichts und deutet mit einem Kopfnicken verstoßen nach den Beamten.

Der Amtsrichter dreht sich herum und sagt:

„Und nun noch die Werkstätte, nicht wahr?“

„Karl, geh mal mit den Herrn hinaus, ich will unterdessen dem Wäde die Medizin zurecht machen!“

Der kann nicht; er denkt an das Blut, das er wieder wird sehen müssen, und flüstert der Tante ins Ohr:

„Tante Settchen, geh du doch nur mit, ich kann das Blut net mehr sehen!“

Tante Settchen seufzt, wendet sich den Männern zu:

„Bitte, meine Herrn!“

Der Bürgermeister hat inzwischen den Polizeidiener Ruppel hereingerufen. Er soll die Kassenbücher zusammenschütren und sie aufs Rathhaus tragen. Das Hofstor hat Ruppel zugeschlossen, damit die Menge nicht nachschiebe. Aber er hat seine Anweisungen noch nicht vollständig erhalten, als auch draußen schon Fäuste wider das Tor trommeln. Der Polizeidiener brüllt:

„Dunnerkeil, seid ihr denn heut wie's tolle Vieh? Sakrrrament noch emal, ich schmeiß euch die Köpfe kaput!“

Der Amtsrichter dreht sich herum und betrachtet sich aus allem Ernste heraus mit lachenden Augen das energische Sicherheitsorgan.

Draußen ruft eine dünne, klägliche Stimme:

„Nu, mer werd sich einschlage lasse den Schädel, wann mer is en ehrliche Handelsmann, der was zu spreche hat mit dem Herr Amtsgerichtsrat in ere dringlich Sach!“

Polizeidiener Ruppel erhebt seine Stimme wieder:

„Was hast du miserabler Jud da verloren?“

Die Stimme vor dem Tore:

„Nu, wie heißt miserawel? Ruppel, mach mer das Tor auf, es soll mer net ankomme auf en paar Schoppe Fünfundneunziger!“

Bei diesem lockenden Versprechen schaut Ruppel den Bürgermeister und den Amtsrichter an und fragt:

„Soll man ihn reinlassen! Er könnt vielleicht doch was haben, wo von Wichtigkeit ist! 's ist der Gäulshändler Nagengold aus Pfeddersheim!“

„Ruppel, das mit dem Fünfundneunziger ist eigentlich Bestechungsversuch eines Beamten!“ antwortet der Amtsrichter.

Wenn Polizeidiener Ruppel an seiner Ehre angegriffen wird, dann erzählt er, daß er den tapferen Sturm auf Schloß Chambord mitgemacht habe und schließt daran seinen Kernspruch: Ein solcher Mann verfehlt sich nicht, und steht stramm dabei. Das macht Eindruck; auf den Amtsrichter allerdings mehr einen humorvollen. Er gibt dem Chambordstürmer einen Wink, das Tor zu öffnen.

(Fortsetzung folgt)

